

Es fehlte nicht an Männern, welche Zürich aus seiner Reserve aufzuwecken und zur früheren zwinglischen Frische und Freudigkeit zu bewegen suchten. In diesem Sinne machte vor allem Myconius, Zwinglis alter Freund, von Basel aus seinen Einfluss geltend. Er schrieb schon 1534 an Bullinger, Zürich benehme sich, immer noch halb aus Furcht vor den Ländern zu Folge der Niederlage, zu klug, und als Herzog Ulrich von Württemberg nach Eroberung seines Landes sich mit den Schweizern zum Schutz des Evangeliums verbünden wollte, da mahnt Myconius, Zürich möge sich doch nicht etwa aus Furcht vor den Ländern abgeneigt zeigen. Um diese Zeit wird von Basel aus die Wiedereinführung des heimlichen Rates in Zürich angeregt, mit dem man allein vertraulich verhandeln könne, und auch in Bern empfindet man das Fehlen desselben zu Zürich als einen Mangel. Bullinger selbst war damals der Ansicht, dass die Heimlichen wohl nötig wären; aber das Verkommnis mit der Landschaft stehe im Wege.

Dass Myconius immer neu anklopfte, zeigt unsere Antwort Bullingers von 1539. Myconius hatte so dringend geschrieben, dass Bullinger sich endlich entschloss, die Staatsmänner zu sondieren. Das Ergebnis, eine Ablehnung bestimmter als je, kennen wir aus seinem Brief.

Soviel zur Erklärung. Es lässt sich noch fragen, wie diese spätere, reservierte Politik Zürichs sich zum Gedanken der Neutralität verhalte. Darüber sprechen sich die Reflexionen aus, die mir Herr Professor Dr. Gustav Vogt zuzustellen die Güte hatte (vgl. den folgenden Artikel).

E. Egli.

Staatsrechtliche Reflexionen zu vorstehendem Artikel.

Ich betrachte die schweizerische Neutralitätspolitik als das Ergebnis einer Selbsterkenntnis, die allmählich heranreifte und den Eidgenossen zunächst durch die Gewalt der Thatsachen aufgedrängt wurde.

Wir wissen aus dem Zeugnis des besten Beobachters und scharfsinnigsten Beurteilers staatlicher Machtverhältnisse — aus Macchiavelli's Büchern über die Kriegskunst — wie schon die Schweizer im XV. und XVI. Jahrhundert in der Ausbildung ihrer

Wehrkraft und in der Art ihrer Kriegführung den anderen Nationen vorangekommen waren. Ähnlich wie in späterer Zeit die Holländer in der Entwicklung ihrer Seemacht. Daraus erklärt sich die grosse Stellung der Eidgenossenschaft in Staatshändeln von europäischer Bedeutung. Sie konnte eine solche Stellung nur so lange einnehmen, als andere, an Gebiet, an Volkszahl, an Hilfsmitteln der Schweiz weit überlegene Staaten in der Bethätigung und Pflege ihrer militärischen Leistungsfähigkeit zurückblieben. Frankreich z. B. hat sich seit den Zeiten Karls VII. ein stehendes Heer geschaffen; von da an galten ihm die Eidgenossen nur noch als eine wichtige Verstärkung, sei es der eigenen Macht, sei es derjenigen eines Feindes, der Frankreich bedrohen könnte.

Unmöglich konnten sie auf die Dauer eine europäische Rolle spielen. Aber ein auf seinen Kriegers Ruhm stolzes Volk glaubt nicht leicht an seine Schwäche. Die italienischen Schlachten lehrten die Schweizer, dass sie besiegbare seien. Damit beginnt die Umkehr, die Zurückziehung auf ein bescheidenes Dasein, die richtige Erkenntnis dessen, was Lage, Grösse und Kräfte des Landes erlaubten und was sie ihm versagten. Andere, in gleicher Richtung wirkende Ursachen kamen hinzu. Einleuchtend ist insbesondere, dass ein innerer Zwiespalt, der so tief geht, wie der Kampf zwischen dem alten und neuen Glauben im Reformationszeitalter, jede Entfaltung gemeinsamer Kraft nach aussen hin lähmen muss. So ist die Neutralitätspolitik der Schweiz geworden. Nicht ist sie aus von vornherein feststehenden Grundsätzen erwachsen; noch weniger entsprang sie unter dem Einfluss einer — nur erst im Keime vorhandenen — Lehre des Völkerrechts. Weil die Umstände es so fügten, ist man zu einem neutralen Verhalten gegenüber den umgebenden Staaten gekommen, und einmal erprobt als die naturgemässe, die Unabhängigkeit des Landes am wenigsten gefährdende, aber seinen Wohlstand mächtig fördernde Politik, hat sie sich immer mehr eingebürgert und ist immer beharrlicher zur Richtschnur genommen worden.

Was für die Eidgenossenschaft Marignano, Bicocca und Pavia — man könnte auch etwa an Frankreich nach dem Kriege von 1870/1871 erinnern — das war für Zürich die Schlacht von Kappel. Nach seiner Niederlage war es genötigt, sich stille zu halten; zu sorgen, dass ihm und dem reformierten Glauben nicht

noch mehr Schädigung oder Schwächung, etwa durch Lockerung der Bünde und des Einverständnisses mit den andern reformierten Orten, angethan werde; man durfte einstweilen keine weitausgreifenden Unternehmungen in Aussicht nehmen, sondern musste darauf bedacht sein, in Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Das war keine Politik der Feigheit; vielmehr wollte man sich besser in den Stand setzen, jede Anfechtung abzuwehren, vielleicht auch ein keckeres Verhalten wieder aufzunehmen. Es war nur die, durch die Sachlage, an der vorläufig nichts zu ändern war, gebotene Politik des Zuwartens, der Erholung. So waren, wenn ich den Brief von Bullinger richtig verstehe, die „guotherzigen“ gestimmt, mit denen er Rücksprache genommen hatte. Allerdings schloss eine solche Politik, so lange man an ihr festhielt, eine Verzichtleistung auf die weitere thatkräftige Ausbreitung des Reformationswerkes in sich; manchen glaubenseifrigen Männern mag sie deshalb widerwärtig gewesen, ja sündhaft vorgekommen sein. Sie legte, je länger man bei ihr verharrte, den Grund zur Anerkennung des „Uti possidetis“, des Besitzstandes der beiden Glaubensparteien, und damit zur Sicherstellung des konfessionellen Friedens; freilich brauchte es noch lange Zeit, bis daraus vollendete Thatsachen wurden. Ob im Jahre 1539 ein anderes Verhalten möglich gewesen wäre und der Reformation neue Erfolge gebracht haben würde — wer vermag das zu entscheiden? setzte man sich dadurch nicht eher einer nochmaligen, noch empfindlicheren Niederlage aus? — Mir will es scheinen, dass der nüchterne, weltliche Verstand für die im Schreiben Bullingers dargelegten Erwägungen spreche.

G. Vogt.

Schweizerische Handstickerei im 16. Jahrhundert.

Zu der Tafel an der Spitze der Nummer.

Das schweizerische Landesmuseum in Zürich besitzt einen seidegestickten Leinwandteppich mit der Darstellung der Auffindung des Moses. Er stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und ist ein Geschenk aus Cramer'schem Familienbesitz. Der Jahresbericht 1896 des Museums giebt eine Abbildung, die wir mit gütiger Erlaubnis der Direktion für diese Nummer der Zwingliana nachbestellen durften.